

## Fritz Blanke.

Zum hundertsten Geburtstag am 22. April 2000\*

VON ULRICH GÄBLER

Beim Blick auf Fritz Blankes Werk stellt sich unvermeidbar die Frage ein, wie dieses Œuvre solche Wirkung hervorbringen konnte. Denn unter streng akademischem Gesichtspunkt ist das schriftliche Werk Blankes trotz des über 400 Nummern zählenden Verzeichnisses nicht eben voluminös. Weder schrieb Blanke eine abgerundete wissenschaftliche Monographie, noch lieferte er eine Gesamtdarstellung der Kirchengeschichte oder wenigstens den Abriss einer ihrer Epochen. Eigentlich ist er nicht nur ein Zwingli-, nur ein Täufer-, nur ein Pietismus- oder nur ein Ökumeneforscher, vielmehr ist er es immer «auch»: «auch» ein Spezialist für Zwingli, «auch» ein Spezialist für das Täufern, «auch» ein Spezialist für den Pietismus, «auch» ein Spezialist für die Ökumene. Vergeblich wird man im Werk des Zürcher Kirchenhistorikers eine Reflexion auf den Ort der Kirchengeschichte im Konzert der theologischen Wissenschaften suchen oder auch nur eine Auseinandersetzung mit dem für jede theologische, kirchenhistorische Arbeit grundlegenden Problem des Verhältnisses von Kirchengeschichte, Heilsgeschichte und Profangeschichte. Theologisch-systematische Klärung seines Faches war Fritz Blankes Sache nicht. Voraussetzung und Grundlage seiner eigenen Arbeit entzog er der expliziten Reflexion. Eine Schule hat er nicht gebildet.

Trotzdem, der Zürcher Kirchenhistoriker der Jahre 1929 bis 1967 hat mehr Dissertationen betreut als irgendein anderer Theologieprofessor seiner Generation. Der Kreis seiner Schüler reicht vom ersten Dissertanten, dem späteren führenden Kopf des deutschen Luthertums, Hanns Lilje, über Rudolf Pfister, Martin Schmidt und Gerhard Ebeling, über Gottfried Locher, Gerhard Goeters, Fritz Büsler und Joachim Staedtke bis hin zu Walter Hollenweger, Endre Zsindely und Christof Gestrich. Die Hälfte seiner Dissertanten machte die Kirchengeschichtswissenschaft zu ihrem Beruf und hatte ihrerseits akademische Lehrämter inne. Den meisten von ihnen bin ich persönlich begegnet. Ich habe keinen getroffen, für den Blanke nicht zur Marke für eigenes universitäres Wirken geworden wäre. Der Schlüssel zur Erklärung des scheinbaren Widerspruches zwischen einem schmalen wissenschaftlichen Werk einerseits und der akademischen Breitenwirkung andererseits liegt in Fritz Blankes Art und Weise, wie er Kirchengeschichte trieb. Dazu kommt noch, daß sich seine

\* Ich verzichte auf den Nachweis von Belegen. Weiterführende Angaben finden sich in dem Fritz Blankes Gedächtnis gewidmeten Heft der Mennonite Quarterly Review (Vol. 43, January 1969, No. 1).

Methode – er selbst hätte das Wort sicherlich vermieden – an eine Persönlichkeit außerordentlichen Zuschnitts band. Beides, Methode und Persönlichkeit, sind aufs engste verknüpft, beides wurzelt in Blankes Herkunft und Religiosität.

Bevor ich Blankes «Methode» charakterisiere, notiere ich knapp die wichtigsten Stationen seiner Biographie. Fritz Blanke wurde am 22. April 1900 in Emmishofen bei Kreuzlingen geboren. Seine aus dem Rheinland zugewanderten Eltern betrieben einen protestantischen Buchverlag mit Buchhandlung, das erste Haus dieser Art in der Schweiz. Die Familie gehörte der 1875 gegründeten «Freien Protestantischen Gemeinde Emmishofen» an. Blanke besuchte das Heinrich-Suso-Gymnasium in Konstanz und studierte seit 1920 Theologie in Tübingen, Heidelberg und Berlin. Hier geriet er in den Bannkreis von Karl Holl, der ihn zu seiner Erstlingsarbeit über Luthers Eschatologie anregte. Im Todesjahr Holls, 1926, wurde Blanke Privatdozent in Königsberg. Im Jahre 1928 verehelichte er sich mit der Kreuzlinger Freundin seit Kindertagen, Frieda Etzweiler. Ein Jahr später übernahm er in Zürich den Lehrstuhl Walther Köhlers, der nach Heidelberg berufen worden war. Sowohl in der Zwingli- wie in der Täuferforschung trat Blanke das Erbe seiner Vorgänger Emil Egli und Walther Köhler an, versah es indessen mit höchst eigenständig geprägten Zügen. Die Theologische Fakultät Königsberg verlieh ihm 1930 die Würde eines Doktors der Theologie ehrenhalber. Obwohl ein loyales Mitglied der Zürcher Landeskirche, predigte Blanke regelmäßig in der St.-Anna-Kapelle der Evangelischen Gesellschaft und diente dort auch als Ältester. 1930 bis zu seinem Tode engagierte er sich in der Zürcher Volkshochschule, ferner in der kantonalen Erwachsenenbildung. Kurz vor dem Zweiten Weltkrieg erwarb er das Schweizer Bürgerrecht. In den fünfziger Jahren gehörte Blanke für die Evangelische Volkspartei dem Kantonsrat an. Als Parlamentarier setzte er sich insbesondere für Umweltschutz und Tierschutz ein. Manche Zeitgenossen beobachteten mit Stirnrunzeln Blankes Interesse – und auch vorsichtige Verteidigung – parapsychologischer Vorgänge und Praktiken. Als Professor versah er eine ganze Reihe universitärer und fakultärer Ämter. Rufe an auswärtige Universitäten lehnte er ab. Auf seine Anregung hin errichtete die Zürcher Regierung 1965 das Institut für Schweizerische Reformationgeschichte, das Blanke als Heimstätte der Zwingli-, Bullinger- und Täuferforschung vorsah. Den Großteil seiner Bibliothek vermachte er noch zu Lebzeiten dem Institut.

Als ich ihm im Dezember 1966 über den Stand meiner Dissertation berichtete, zeigte er sich bestürzt über den raschen, unzeitigen Tod des großen katholischen Reformationshistorikers Oskar Vasella. Keine drei Monate später, am 4. März 1967, starb Fritz Blanke selbst.

Nach diesem Überblick komme ich auf die Charakterisierung von Fritz Blankes «Methodik» zurück.

Als erstes möchte ich die «Textualität» von Blankes Methode nennen. Konsequenter geht Blanke bei seinen historischen Arbeiten von einzelnen Ereignissen, einzelnen Texten aus. Allgemeine Erörterungen, generalisierende Statements stehen, wenn überhaupt, am Ende sorgfältiger Analyse. Philologisch exzellent geschult, geht es Blanke naturgemäß zuerst um das Verstehen einzelner Textaussagen, einzelner Wörter und Begriffe. Das ist viel, aber noch nicht das Besondere. Denn darüber hinaus sucht Blanke stets nach der inneren Bewegung eines Textes, und zwar nach dem gedanklichen Fortschritt ebenso wie nach Argumentationsketten oder -sprüngen. Nirgendwo hat Blanke diese Textualität eindrücklicher bewährt als in seinen Kommentaren – und im kirchengeschichtlichen Seminar. Nachdem Blanke die Nachfolge Köhlers bei der Kommentierung von Zwinglischriften für die Kritische Ausgabe angetreten hatte, nahm er sich seit 1933 die Erklärung von Zwinglis «In Catabaptistarum Strophas Elenchus» vor. Drei Jahre beschäftigte ihn diese Arbeit. Unschwer läßt sich schon beim ersten Blick in die Ausgabe erkennen, daß mit Blanke die Erläuterung von Zwinglischriften ein Niveau erreichte, wie es bisher für die Edition reformatorischer Werke völlig ungewöhnlich war. Mit diesem Kommentar legte Blanke den Grundstein für eine Neubeurteilung des Zürcher Täufertums – und er selbst wuchs damit hinein in die Rolle des «Vaters der europäischen Täuferschaft» (Heinold Fast). Selbst hatte ich das Privileg, Blankes Kommentrarbeit in seiner letzten Lebenszeit aus unmittelbarer Nähe mitmachen zu können, dazu noch an Zwinglis als so schwierig eingeschätzter Schrift «Von der Vorsehung» (1530). Mit zahlreichen Fragezetteln Blankes zu dunklen oder schwierigen Stellen – der Kenner denke etwa an die Passagen zur Kosmologie oder zur Astronomie – durchstöberte ich die Zentralbibliothek. Blanke selber korrespondierte mit Experten und feilte an der Einleitung, wo er Zwinglis Gedankengang klären wollte. Er schrieb das Manuskript mit der Hand, ich mußte die Schreibmaschinen-Reinschrift herstellen. Erst jetzt erkannte ich, daß Blankes einfach scheinender Stil das Ergebnis harter, asketischer gedanklicher Arbeit war. Das Schreiben fiel ihm weniger leicht als seine eingängige Prosa erwarten läßt. Die Meisterschaft des Kommentierens bewies Blanke auch mit seiner Edition von Johann Georg Hamanns «Sokratischen Denkwürdigkeiten» (1959). Kein Geringerer als Emil Staiger, Blankes langjähriger Zürcher germanistischer Kollege und Mitabsolvent des Konstanzer Gymnasiums, nannte die Ausgabe «exemplarisch», da sie einen neuen Standard für die Erklärung schwieriger Texte setze.

Neben dem Kommentarwerk bewährte sich Blankes Textualität in seinen kirchengeschichtlichen Seminaren, denn sie verhalf ihm zu einem sehr einfachen didaktischen Vorgehen. Blanke ließ im Seminar nicht *über* Texte sprechen, sondern ließ die Studierenden anhand geschickter Fragen selbst die Texte zum Sprechen bringen. Für die Mitglieder des Seminars hatte dies u. a. eine überzeugende Konsequenz: Je präziser die Vorbereitung, desto fruchtbarer die

Mitarbeit und der Profit im Seminar. So weckte Blanke ohne Zwang und ohne Druck Interesse am Einzeltext, am historischen Detail, an scheinbar Nebensächlichem, und er vermittelte auf Schritt und Tritt, daß sich historische Puzzle- und Spürarbeit bezahlt macht. Blanke wirkte hier im Geiste der beiden großen liberalen Berliner Lehrer Holl und Harnack. Durch Blankes Seminarstil wurde unsere Phantasie belohnt, allerdings hatte die Phantasie «exakt» zu sein, wie Blanke selbst meinte. Wir sollten sagen, was uns auffällt – und so liebte Blanke besonders den Begriff «Beobachtungen».

Zur Textualität kommt bei Fritz Blanke «Kontextualität» hinzu. Ich meine damit, daß es Blanke stets um den Versuch ging, auch das Auffallende, das Besondere in der Kirchengeschichte – und sie ist wahrlich reich daran – aus den historischen Umständen zu erläutern und zu erklären. Das «Besondere» im historischen Kontext machte er deutlich – doch blieb Blanke zurückhaltend, wenn es um die Erklärung des Ursprungs dieses «Besonderen» ging: Für die Konstruktion von «Einflüssen» und «Abhängigkeiten» hatte er wenig übrig. Zugleich meine ich mit Kontextualität auch, daß Blanke seine historische Arbeit in Beziehung zu seiner eigenen Zeit, zu seinem eigenen Kontext setzte und sie dafür fruchtbar machte. Gerade daraus erklärt sich sowohl sein Bemühen um eingängige Sprache wie sein reiches außeruniversitäres Engagement. Die Beispiele für Blankes Bemühen, auf Grund sorgfältiger historischer Analyse zur Klärung von Gegenwartsfragen beizutragen, sind Legion. Ich notiere etwa, daß der überzeugte Abstinenzler Blanke über den Alkoholmißbrauch im Reformationsjahrhundert schrieb, daß er zur Zeit des Kirchenkampfes über «Geist und Gewalt in der Kirchengeschichte» nachdachte, daß er sich mit seiner Zürcher Antrittsrede 1929 anhand von «Gottessprache und Menschensprache bei J. G. Hamann» mit der Dialektischen Theologie auseinandersetzte, daß er in der Missionsgeschichte eine unselige Verquickung von geistlichen und weltlichen Interessen konstatierte und deshalb mit dem Ende des Kolonialismus eine Frühlingszeit der Mission anbrechen sah, daß er in der hochgehenden Diskussion um die Heiligsprechung des Niklaus von Flüe in den vierziger Jahren scharfsinnig Legende von Wirklichkeit zu trennen trachtete – und trotzdem in dem Obwaldner Klausner eine «ewige Wahrheit» zu erkennen meinte.

Man könnte erwarten, daß dieser Form der Kontextualität von Blankes Arbeit ein Element von Anachronismus, ja von Effekthascherei innewohnt. Das Gegenteil ist der Fall. Seine Methode zeichnet sich vielmehr durch konsequente «Historisierung» und durch «Theologisierung» aus, wie dies an Blankes historiographischem Lieblingsgenre, der Biographie, deutlich wird. Dort liegt ihm der Akzent auf der inneren, religiösen Geschichte, und es gibt eine ganze Reihe von Beispielen, wo sich Blanke den Kehren und Wendepunkten einer religiösen Existenz zugewandt hat. So schrieb er zu Augustin und Bullinger ebenso wie zu August Hermann Francke und zu Hamann. Mit der Kon-

zentration auf das Individuum treten für Blanke das soziale Umfeld, die Bedingungen und die Möglichkeiten von lebensgeschichtlicher Entfaltung in den Hintergrund. Aus diesem Grunde läßt sich bei ihm durchaus von einer «Individualisierung» sprechen. Es sind die einzelnen Gestalten der Kirchengeschichte, die Blankes Aufmerksamkeit auf sich ziehen, aber eben nicht nur die großen und einflußreichen, wohl auch die marginalisierten, die Kleinen, die Kinder, die zu Ketzern gewordenen. Daß allerdings Blanke durchaus den Maßstäben einer sozial-historisch ausgerichteten Forschung gerecht werden kann, beweist das lobende Urteil des DDR-Historikers Gerhard Brendler über die aus dem Jahr 1940 stammende Untersuchung Blankes zum Münsterischen Taufertum. Brendler nennt sie die beste nichtmarxistische Darstellung, brillant sei sie geschrieben. Mit seinem Plädoyer für die Außenseiter erinnert Blanke an Gottfried Arnold, und tatsächlich erkennt er auch bei diesen Außenseitern «göttliche Wahrheit». Deshalb störte Blanke der von Troeltsch mit soziologischen Kriterien gewonnene, negativ konnotierte Begriff «Sekte». Auf theologischer Basis differenzierte Blanke den Sektenbegriff; tatsächlich gehört es zu seinen Verdiensten, daß sich die Bezeichnung «Freikirchen» für gewisse religiöse Gruppierungen durchgesetzt hat. Trotzdem scheute sich Blanke nicht davor, Sachkritik zu üben. Vergangene Missionspraktiken verurteilte er ebenso wie Zwinglis Kriegstreiberei. Geradezu klassisch ist der Titel seines Beitrages zum 450. Geburtstag des Genfer Reformators. Er heißt schlicht: «Calvins Fehler», und er brandmarkt sowohl Calvins Prädestinationslehre wie seine Kirchengeschichtsidee. Allerdings, Blanke war ein ausgleichender Geist, deshalb lobte er vier Jahre später zu Calvins 400. Todestag dessen Ökumenizität, wodurch er sich vor allen anderen Reformatoren auszeichne.

Mit einem Abstand von mehr als 30 Jahren läßt sich die Frage nicht unterdrücken, ob diese Kernelemente von Blankes kirchengeschichtlicher und theologischer Arbeit eine bestimmende Mitte haben. Ich zweifle nicht daran, daß dem so ist, und diese Mitte ist in Blankes pietistisch geprägter Religiosität zu suchen. Allerdings, wenn ich den Begriff «pietistisch» gebrauche, dann tue ich das mit einer gewissen Vorsicht. Denn in ihm binde ich zusammen, was bei Blanke selber über das Wesen von pietistisch und Pietismus zu lernen ist. Blanke hat nämlich schon sehr früh einen engen Pietismusbegriff überwunden, der sich im wesentlichen im Gegensatz zu Fortschritt und Modernisierung versteht. Für Blanke ist Pietismus eine Stromschnelle von Geschichte und Kirchengeschichte mit wesentlicher innerer Verwandtschaft zur Aufklärung. Blankes methodische Kontextualität wie die Historisierung, seine ökumenische Aufgeschlossenheit wie sein gesellschaftliches Engagement sind eine höchst eigenwillige Verknüpfung des pietistischen Erbes mit dem theologischen Liberalismus eines Holl oder Harnack.

In Bescheidenheit ging Blanke seinen Weg, stets auf der Suche nach dem Wirken und Walten des Geistes. Obwohl er die theologischen und kirchen-

politischen Leistungen eines Karl Barth und eines Emil Brunner durchaus zu würdigen vermochte, hatte er für deren Eitelkeit und Schulbildung wenig übrig. Wie sein Berliner Lehrer Harnack begegnete Blanke der systematischen Theologie und ihren literarischen Erzeugnissen mit einer gesunden Portion Skepsis. Sie galten ihm nicht viel, so daß er etwa die ihm von Emil Brunner mit einer handschriftlichen Widmung versehene Dogmatik sehr rasch der Zentralbibliothek schenkte. Das Unglück wollte es, daß Brunner auf der Zentralbibliothek etwas in seiner eigenen Dogmatik nachsehen wollte und dabei auf das Blanke gewidmete Exemplar stieß. Brunner war tief in seinem Stolz getroffen, das Verhältnis zu seinem kirchenhistorischen Fakultätskollegen blieb längere Zeit getrübt.

Unmerklich bin ich zur Beobachtung von Blankes Persönlichkeit übergegangen. Nicht mehr als ein paar Eindrücke, gestützt auf persönliches Erlebnis, kann ich hier weitergeben. Von Blankes Bescheidenheit war bereits die Rede. Es war Demut gegenüber den Erscheinungen der Kirchengeschichte ebenso wie gegenüber dem unmittelbaren Nächsten, sei es Kollege, sei es Studentin oder Student. Diese Bescheidenheit verknüpfte Blanke mit einer gehörigen Portion Humor, den er auch in der Kirchengeschichte, etwa mit seinem feinen Büchlein zu Luthers Humor, wieder fand. Blanke war ein Meister rationaler Arbeitstechniken. Ich bekenne freimütig, daß ich mir einige seiner Praktiken angeeignet habe und sie bis heute pflege. Als ich im Oktober 1966 das Amt eines Assistenten bei ihm antrat, schrieb er mir einen ausführlichen Brief, worin er seine Erwartungen – aber auch meine Rechte – formulierte. Blanke war ein Anhänger der Schriftlichkeit. Er schrieb, wie schon erwähnt, Postkarten mit Aufträgen und erwartete die schriftlichen Antworten auf Halbbögen. Um nicht immer die volle Namensanrede zu gebrauchen, kürzte er das «Lieber Herr Gäbler» mit «LHG» ab, so wie er es bei meinem Vorgänger Eisenblätter mit einem «LHE» getan hatte. Auf das Adressenschreiben verzichtete er, weil er mich beauftragte, für ihn einen Stempel mit meiner Adresse herstellen zu lassen – es versteht sich von selbst, daß er die Kosten für die Herstellung des Stempels übernahm.

Weitgespannt war der Kreis von Blankes Korrespondentinnen und Korrespondenten. Da gab er einen historischen Hinweis, dort machte er auf eine verwandte Seele aufmerksam. Mit unzähligen Pfarrerinnen und Pfarrern, Studentinnen und Studenten, Kolleginnen und Kollegen stand er in Briefverkehr. Die Pflege dieses Netzes zählte er zu den Aufgaben seiner Professur. Diese Anteilnahme machte ihn zur unauslöschlichen Gestalt vieler Lebenswege.

Prof. Dr. Ulrich Gäbler, Heuberg 33, 4051 Basel